

DIE TOM BLASS NORDSEE

Übersetzt von
Tobias Rothenbücher

Landschaften,
Menschen
und Geschichte
einer rauen Küste



mare

31. Januar 1953 ergoss sich eine Flutwelle über die Insel Canvey Island, in der dreiundfünfzig Menschen ertranken, viele noch in ihren Betten. In Essex und Kent fanden weitere zweihundert den Tod. Und in den Niederlanden, wo sich das Meer über die tiefliegenden Polder ergoss und sie vorübergehend zurückeroberte, kamen fast zweitausend Menschen ums Leben. *Watersnoodramp* nennt man dort diese zerstörerischste Naturkatastrophe der europäischen Nachkriegszeit. Die meisten Toten von Canvey hatten – ungezählt und unregistriert – in grob zusammengezwimmerten Häusern für die Opfer der deutschen Weltkriegsbombardements gelebt, in »Übergangsbehausungen«, die bis dahin niemand für abbruchreif erklärt hatte.

Dass ausgerechnet Canvey und die Niederlande von der ganzen Wucht der Flutkatastrophe getroffen wurden, ist eine gewisse Ironie des Schicksals. Canvey hätte gar nicht existiert, hätte sich nicht einst der niederländische Ingenieur Cornelius Vermuyden auf Einladung von James I. mit einem Schiff voller Deichbauarbeiter auf den Weg über die Nordsee gemacht, das Marschland trockengelegt und es so dem Schlamm abgerungen. Die Arbeiter ließen sich dort nieder, errichteten ihre achteckigen, tortenförmigen Häuschen, die so gar nicht zu den verschindelten passen wollten, die für Essex typisch waren, und gründeten eine niederländische Siedlung am Nordufer der Themse.

Dann überwarf sich England mit den Niederlanden. In der ersten Juniwoche des Jahres 1667 schickte der legendäre Admiral Michiel de Ruyter seine Flotte die Mündungen von Themse und Medway hinauf, setzte britische Schiffe und Festungen in Brand und verbreitete Panik in London. Als Samuel Pepys erfuhr, dass die zum Schutz der Hauptstadt unter Wasser gespannte Kette gebrochen war, vertraute er seinem Tagebuch an: »[...] mein Herz ist so traurig [...]. Und ehrlich gesagt, ich fürchte so sehr, daß das ganze Königreich verloren ist [...].«

Doch eigentlich war es nur falscher Alarm. Eine Invasion hatte de Ruyter gar nicht geplant, er wollte das treulose England nur für seine Doppelzüngigkeit bestrafen – hatte es sich doch bereits mit Frankreich gegen die Niederlande verbündet, während es noch vorgab, in guter Absicht mit Amsterdam zu verhandeln. Nun aber unterzeichnete der erfolgreich gedemütigte Charles II. einen Friedensvertrag mit den siegreichen Niederländern, und das Ansehen jenes Mannes, der sie zuvor in Angst versetzt hatte, stieg bei der britischen Öffentlichkeit so sehr, dass 1677, als de Ruyter von einem spanischen Traubhagelgeschoss niedergestreckt wurde, kaum einem seiner vormaligen Feinde zum Feiern zumute war. Es war eine zugleich vertraute und komplizierte Beziehung gewesen. Während der Englisch-Niederländischen Seekriege hatten de Ruyters Schiffe auf der Nordsee Angst und Schrecken verbreitet, aber bösartig war er nie. Binnen Wochen nach seinem Tod wurde eine Biografie de Ruyters an der Londoner Cheapside zum Bestseller.

Wie ihr Autor, Robert L'Estrange, schrieb, war der Mann, der die Themsemündung eingenommen hatte, »nicht dick, aber kräftig, von elegantem und majestätischem Antlitz, seine Miene freundlich und munter und weder schrecklich vor übermäßigem Grimm noch durch zu große Milde weniger ehrfurchterregend; von sanguinischer Gesichtsfarbe und

ausgewogener, gesunder Leibesbeschaffenheit; in seiner Ernährung einfach und gemäßigt, aber freiheraus in seiner Rede, und keinesfalls grämlich vor strenger, mürrischer Verschlossenheit«. (De Ruyters Nachthemd, ein bleibendes Zeugnis der »kräftigen« Statur, die L'Estrange beschreibt, nimmt im Meeresmuseum der niederländischen Stadt Vlissingen einen Ehrenplatz ein.)

In den schwierigen Wochen nach de Ruyters Angriff griffen antiniederländische Ressentiments um sich. Ein Mob rachsüchtiger Engländer steckte die Häuschen der Niederländer in Brand – als Strafe dafür, dass ihre Bewohner angeblich der feindlichen Flotte durch Signale geholfen und sich auch allgemein des Verrats schuldig gemacht hatten. Von einem Tag auf den anderen verlor Canvey seinen Charakter – abgesehen von seinen Deichen, dem Damm und zwei der achteckigen Häuschen, von denen eines heute eine Strohputz-Sammlung beherbergt. Der Name des Damms, der Canvey mit dem Festland verbindet – Avenue of Remembrance –, soll an die Flutopfer erinnern, nicht an die Schöpfer der Insel, die ihren Besitz auf so gewaltsame Weise verloren. Heute ist Canvey eher ein Witz; ein drittklassiges Seebad für all jene, denen entweder das Geld oder die Fantasie fehlt, in weitere Ferne zu reisen. Es ist heute fast gänzlich durch die Zersiedelung nach den Weltkriegen geprägt. Hinter dem (typisch niederländischen) hohen Damm jedoch, der Canvey umfasst, durchzieht eine gewisse niederländische Sanftmut das Netz der ruhigen, eigenwilligen Sträßchen.

Auf vielleicht einem halben Hektar erstreckt sich an der Nordküste der Insel nahe einem Bach mit dem aufrichtigen Namen »Small Gains Creek« (»Bach der geringen Erträge«) ein maroder Jachthafen: ein wahrhaft heruntergekommener Anlegeplatz für Jachten, Schmacken und Arbeitsschiffe, von denen sich viele bereits in fortgeschrittenem Verfallsstadium befinden. Trotzig ragen Spanten aus dem Schlamm, in dem die Kiele festsitzen. Viele der Schiffe sind Hausboote – durch Fügung oder Vorhaben – und über wacklige Holzstege zugänglich, die auf Stelzen gebaut wurden und an Gartenwege erinnern. Nur wenige dieser Boote werden je wieder ablegen, doch ebenso wenig wird jemand sie entsorgen, also bleiben sie, wo sie sind, und verfallen mit der Zeit. Doch das Chaos des Jachthafens wirkt wie ein Mittel gegen die gemeindepolitisch vernünftige Ordnung, die die Planer der frühen 1960er-Jahre der Stadt durch ihre kastenförmigen, stumpfsinnigen Entwürfe auferlegt haben. So jedoch kann Canvey (vor seiner Kulisse aus Sonnenstudios, Carports und Imbissbuden) wenigstens einen Abglanz der Grandeur von de Ruyters Kanonen, von Brandschiffen und Musketenschüssen heraufbeschwören, wenn man mit zusammengekniffenen Augen auf das altgoldfarbene Wasser von Fluss und Meer blickt.

Wie Tilbury und die Städte am anderen Flussufer in Kent – Chatham, Rochester, Gravesend – hatte sich Canvey lange gegen die Bedrohung einer Invasion durch Niederländer, Franzosen, Spanier oder Deutsche gewappnet (und weniger gegen die »ausländische« Fauna wie die Asiatische Körbchenmuschel oder die Zebramuschel). So schrieb 1795 der frühere Soldat George Hanger an die Admiralität:

Ich habe auf meinem Kissen liegend mit großem Ernst über die Gefahren nachgedacht, denen die Hauptstadt in den letzten Monaten ausgesetzt ist, seit sich Holland in Besitz von Frankreich befindet, und beständig *Ostwind herrscht und die Nächte lang und dunkel sind*, ohne dass auch nur ein einziges Schiff in der Themsemündung oder ihrer Nähe ist oder eine andere Verteidigungsmaßnahme, von der ich wüsste, die Hauptstadt schützt. Ich muss gestehen, dass ich in höchstem Maße verwundert darüber bin, dass sie nicht längst während einer solchen langen Nacht Truppen aus Holland die Themse hinaufgeschickt haben, denn sie hätten in nur sieben Stunden nach ihrer Landung London erreichen können, *ohne auf Widerstand zu treffen*; ja sie hatten wohl bislang alle Hände voll zu tun, was, wie ich vermute, der einzige Grund dafür ist, dass sie es nicht getan haben, doch sollte dies kein Grund für uns sein, zu vermuten, dass sie *es nicht tun werden*.

Die Festungen von Tilbury und Gravesend, die wie kauernde Krabben vom Fluss aus kaum zu erkennen sind, die wie Sandburgen aussehenden Martello-Türme und die Maunsell-Seefestungen sind wohl nur die physischen Ausgeburten einer allgemeinen, Generationen überdauernden Angst. Im Ersten Weltkrieg wurden die Martello-Türme, mehr als ein Jahrhundert zuvor als Verteidigungsmaßnahme gegen eine französische Invasion errichtet, wieder in Betrieb genommen – aus Tower C in Jaywick wurde etwa ein Vorposten des 8. Radfahrer-Bataillons des Essex-Regiments –, während die weichen Konturen der nebligen englischen Ostflanke durch Pillbox-Bunker und Gerüchte verstärkt wurden.

Im November 1914 feuerten deutsche Kriegsschiffe eine Salve auf Great Yarmouth in Norfolk. Die Geschosse fielen, ohne Schaden anzurichten, auf den Strand, bewiesen aber gleichwohl, wie verwundbar Großbritannien gegenüber der Bedrohung vom Meer her war. Im gleichen Monat wurde der deutsche Spion Carl Lody von einem Exekutionskommando im Tower of London erschossen, nachdem er neben anderen Verbrechen für schuldig befunden worden war, als Maler getarnt die britischen Flottenbewegungen ausgekundschaftet zu haben. Wenig später verbreitete die *New York Times* in einem Artikel leichtfertig die Vermutung, der Überfall wäre erst durch ein deutsches Spionagenetzwerk möglich geworden, das an der englischen Küste tätig sei. Das Verfahren gegen Lody, schrieb die Zeitung, »hat bewiesen, wie einfach Informationen via Holland nach Deutschland gelangen konnten«, und erklärte, das Geheimnis hinter der »Spionagebedrohung« seien Leuchtsignale und Tauben: Agenten an der britischen Küste übermittelten demnach Botschaften an Schiffe unter neutraler Flagge. Diese wiederum würden sich der deutschen Küste nähern und Brieftauben losschicken.

So gerieten Tauben in die Schusslinie: »Der am Dienstag in Farmlingham, ein kurzes Stück landeinwärts von der Küste Suffolks, abgeschossene Vogel ist eindeutig als *ausländische Taube* identifiziert worden. Die Polizei geht weiteren ihr vorliegenden Hinweisen nach.« Zusätzliche Belege für ein Spionagenetzwerk lieferten Dorfbewohner aus Norfolk und Suffolk, die berichteten, »große Autos [seien] schnell durch die Nacht gerast«. Spione hates mit Sicherheit gegeben, und – so archaisch uns diese Mittel heute auch vorkommen – Tauben, Lampen und große Autos konnten in den Händen der Agenten des Kaisers tatsächlich effektive Werkzeuge werden, besonders in Verbindung mit einem

U-Boot und einer Handvoll Kriegsschiffe. Auf einem Friedhof in Harwich steht eine zum Spendenkasten umfunktionierte leere deutsche Granathülse, laut einer Inschrift der »bleibende Beweis für die Niedertracht des verhassten Hunnen«.

Weniger als zwei Wochen nach dem Erscheinen des Artikels in der *New York Times* beschoss eine Flotte deutscher Schlachtkreuzer und Zerstörer die Städte Hartlepool, Scarborough und Whitby und tötete 137 Menschen; weitere sechshundert wurden verletzt, ehe die Schiffe, ohne von der britischen Flotte auch nur annähernd beschädigt worden zu sein, in ihre Heimathäfen zurückkehrten. In den USA berichtete *The Independent*: »Wie ein Blitz bei heraufziehendem Gewitter schoss ein halbes Dutzend unter dem Schwarzen Adler fahrende Kreuzer aus dem über der Nordsee hängenden Nebel und bombardierte die Küste der angeblich so unverwundbaren Insel.«

Unter all den unfreundlichen Ecken des Mündungsgebiets zeigt sich Shoeburyness als besonders argwöhnisch und abweisend. So schien es mir zumindest an diesem verregneten Tag, an dem nur vereinzelt eine fast unwirklich strahlende Sonne durchbrach. Ein Großteil der Küste ist im Besitz des Verteidigungsministeriums, das aber am Wochenende die Deckung fallen lässt, und als ich mit einem Freund, einem Fotografen, an einer Zufahrt auftauchte – einem hohen Gittertor, hübsch dekoriert mit abweisendem Maschendraht –, winkten uns die Baretträger ohne Nachfragen oder Einwände durch. Langsam fuhrn wir eine schnurgerade Straße mit tiefen Gräben an beiden Seiten entlang, bis sie plötzlich an einem Damm endete, ohne den sie ins Wasser der Mündung gestürzt wäre.

Der Übergang von der zivilen in die militärische Welt ist abrupt, düster und aufregend. Handgefertigte Schilder warnen den Besucher davor, unbekannte Gegenstände aufzuheben oder Fotos zu machen (strengstens verboten). Alles wirkt wie aus einem Roman von John Wyndham: altmodisch, aber potenziell bedrohlich. Oder anders betrachtet, majestätisch schön, wenn man hinaus auf die Mündung blickt und plötzlich meint, mit Turners Augen zu sehen: Vom Treibsand kräftig eingefärbte Wellen rücken von der Nordsee Richtung Land vor, uniformes Kaki ohne Schaumkronen unter einem rußgrauen Himmel.

Wir beobachteten einen Schwarm Watvögel, der sich wie Asche in der Düsternis zerstreute. Das Südufer der Themse war gerade noch als Silhouette zu erkennen, und Trupps von Meergänsen verteilten sich lose in den beiden wandelbaren Elementen. Aus dem hohen, kühlen Gras tauchte warm und nass ein hechelnder goldgelber Labrador auf und streifte unsere Beine, eine schwach quakende Krickente im Maul. Dem Hund auf den Fersen war ein rotbärtiger Mann in einem grünen Jagdanorak, und obwohl wir keinen Knall gehört hatten, dachten wir zuerst, er hätte die Ente geschossen. Er schimpfte noch mit seinem Hund, aber der war mit seiner Beute schon weit voraus.

Ein Zug Gänse nach dem anderen bevölkerte den Himmel, wie aus den Wolken hervorgezaubert – aus ihren Nistgebieten in Sibirien hatten sie dem Rückgrat der Nordsee folgend Zuflucht im vergleichsweise milden Klima der Themsemündung gesucht. »Oh nein!« Der Rothaarige war bei uns stehen geblieben, um sich für seinen ungestümen

Labrador zu entschuldigen. »Wahrscheinlich der Jagdinstinkt«, sagte er. Wir stimmten zu, gingen ein Stück mit ihm und unterhielten uns.

Ich weiß nicht, mit welchen Begegnungen wir bei unserem Spaziergang gerechnet hatten, wenn überhaupt war es sicher niemand wie Chris, der jüdische Geschichtslehrer aus Nordlonden, der mit jungen Straftätern arbeitete und mit seiner Frau in das nahe gelegene Dorf Great Wakering gezogen war, um in der Nähe der Schwiegereltern zu leben, die zu der alteingesessenen jüdischen Gemeinde der Gegend um Southend gehörten. Wie viele andere, erzählte er, seien auch viele Juden aus dem East End weggezogen. »Hier ist einfach mehr Platz. Und es ist nicht weit zum Meer«, sagte er, »wie in Miami.« Und er kicherte schrill. Nichts bleibe so, wie es einmal war. Bis vor Kurzem habe es in Southend zwei ordentliche jüdische Feinkostläden gegeben, so gut wie die in Golders Green, aber die neue koschere Lebensmittelabteilung von Sainsbury's sei ihr Todesurteil gewesen. Wenigstens gebe es noch zwei Synagogen. Ich fragte, zu welcher Gemeinde er gehöre. »Zu der liberalen, ganz klar.«

Um den Hals trug Chris ein absurd großes Fernglas, das eigentlich für nächtliche Himmelsbeobachtungen gedacht war. Begeistert stieß er kleine Wissenshappen hervor, über die Küste und die Vögel, die er gesehen hatte. Dabei blieben seine Ellenbogen eng am Oberkörper, während sich Unterarme und Hände in einer Art rabbinischem Rhythmus wie die Flügel eines mechanischen Vogels öffneten und schlossen, wobei sich seine Fingerspitzen kurz verschränkten. Die allmähliche Auflösung der jüdischen Gemeinde sei kein Anlass zu großer Besorgnis. Inzwischen gab es blühende polnische und nigerianische Gemeinden und neue Spezialitäten und Feinkostläden. Außerdem gefiel ihm die Nähe zu dieser wilden, seltsamen, halb militärischen Küste, die so viele kuriose Verflechtungen mit der Geschichte aufwies. Er, ein Enkel jüdischer Flüchtlinge, hatte sich mit Männern angefreundet, die für die Wehrmacht gekämpft und nach ihrer Haft in Kriegsgefangenenlagern beschlossen hatten, sich für den Rest ihres Lebens an der Nordsee niederzulassen.

Chris bog nach links Richtung Inland ab, unser Weg führte nach rechts. Überall stießen wir auf mysteriöse Kriegsbauten: Halb in Watt und Marschland verborgen lag eine Totenstadt aus zerfallenden Bunkern, ausrangierten Maschinen und fensterlosen Gebäuden, deren Zweck wir nicht erkennen konnten und der vermutlich in Vergessenheit geraten ist. Mit der Ebbe enthüllte die zurückgewichene See eine Küstenlandschaft aus rostigen Eisenplatten, von Granaten durchschossen und mit schartigen, zerfetzten Kanten. Es ist ein lebensgefährlicher Strand, einer von der Sorte, die Kinder unweigerlich anzieht. Tatsächlich rutschte mein Freund Alex auf einer glitschigen Betonplatte aus, knallte mit dem Kopf gegen einen Felsen und hätte sich fast noch an einem zufällig – und böseartig – emporragenden Nagel ein Auge ausgestochen. Shoeburyness muss definitiv noch sicher werden.

Noch gefährlicher ist es auf der Insel Foulness, die stellenweise nur ein schmaler Fluss vom Festland trennt. Früher war hier ein Atomwaffenforschungszentrum, daher ist